

EMILY WALTON

DER SOMMER
IN DEM
F. SCOTT
FITZGERALD
BEINAHE
EINEN KELLNER
ZERSÄGTE

braumüller

1

Eine sanfte Windbrise bewegt die großen, wächsernen Blätter der Palmen im Garten. Möwen gurren in der Ferne. Die milchige Frühjahrs-sonne taucht das Draußen, die Côte d'Azur, in ein warmes, grünelbes Licht.

F. Scott Fitzgerald sitzt an seinem Schreibtisch. Es ist höchste Zeit für einen Brief an Maxwell Perkins, auch wenn sein Verleger und Freund das Schreiben ohnehin erst gute zwei Wochen später auseinanderfalten wird. Fast 6500 Kilometer trennen Scotts neues Arbeitszimmer im südfranzösischen Nest Juan-les-Pins von New York, jener Metropole, die er vor zwei Jahren verließ, um in Europa länger und besser von seinem Geld leben zu können. Geld. Dieses merkwürdige, weltregierende Etwas, das ihm ständig zwischen den Fingern zu zerrinnen scheint.

Draußen vor dem Fenster spendet die überdachte Veranda Schatten. Der Raum ist kühl und ein wenig zu dunkel, aber noch stört dies Scott nicht. Schließlich ist das Haus geräumig, es bietet genügend Platz für den Schriftsteller, seine Frau Zelda und Tochter Scottie, das viereinhalbjährige Ein und Alles.

„Ich bin glücklich wie seit Jahren nicht mehr“, schreibt er auf das Papier, das mit 15. März 1926 datiert ist. „Es ist einer dieser außergewöhnlichen, kostbaren

und viel zu vergänglichlichen Momente, in denen alles im Leben gut zu laufen scheint.“

Hier in der Villa Paquita, einen kurzen Fußmarsch vom Meer entfernt, ist die Mühsal der vergangenen Monate in weite Ferne gerückt. Die Enttäuschungen des Vorjahres schmerzen weniger. Scott hat im letzten Halbjahr zu akzeptieren gelernt, dass der Traum, sich mit dem *Großen Gatsby* als Fixstern am literarischen Firmament zu positionieren, nicht in Erfüllung gegangen ist; dass das Buch nicht den Verkaufserfolg mit sich brachte, den er sich erhofft hatte. Selbst wenn befreundete Literaten und Kritiker die Form und den Inhalt in ihren Briefen loben und die Einzigartigkeit des Romans erkennen, gilt das knappe Werk für Buchhändler und Durchschnittsleser nur als ein weiteres Buch des Autors von *Diesseits vom Paradies*. Jenem Roman, der Scott vor sechs Jahren – er war gerade dreiundzwanzig Jahre alt – binnen weniger Wochen in Amerika zum Star machte: als Chronist des Jazz-Age, als Beobachter der Reichen, der Schillernden und der Jungen. Eine Zeit lang hat Scott sich mit diesen Beschreibungen identifiziert. Nun aber, da das 1920er-Jahrzehnt voranschreitet und er selbst älter wird, ist es Zeit, diese Rolle abzulegen. Seine Bücher sollen bloß nicht mit reißerischen Zitaten wie „noch ein fulminantes Buch des Autors von *Diesseits vom Paradies*“ geschmückt werden. Scott will in den Rang der besten und seriösesten amerikanischen Schriftsteller emporsteigen.

Sein Ego hat Monate gebraucht, um sich von der *Gatsby*-Enttäuschung zu erholen. Die Bedingungen im vergangenen Winter in Paris waren dafür nicht gerade förderlich, hier an der Riviera aber verschwimmen die Bilder der vielen durchzechten Nächte in der französischen Hauptstadt zu einem einzigen Grau. Die Erinnerungen an die kalte, uncharmante und nach Kirchsakristei riechende Wohnung verblassen langsam. Die Eindrücke der hässlichen gold-violetten Tapete und der sperrigen Möbel im Stil Louis XV. werden unscharf.

Kurz nachdem der übergroße Weihnachtsbaum, schwer behangen mit allem was glänzt und funkelt, in den ersten kalten Januartagen des Jahres 1926 aus der ungeliebten Wohnung befördert worden war, hatten Scott und Zelda die Koffer gepackt. Ein Tapetenwechsel musste her. Und ein besseres Klima. Heilende Quellen in der Provinz Béarn, nahe der Pyrenäen, sollten Zeldas fortwährende Magenprobleme lindern. Die Frühstückspension in Salies-de-Béarn war jedoch nicht wesentlich besser als die Pariser Wohnung. Was bei Schönwetter und in Broschüren ansprechend geklungen hatte, entpuppte sich als ein inspirationsloser Ort. Traurige Nebensaisonstimmung erschwert selbst im besten Kurort das Gesundwerden und das Fröhlichsein. Weder Ausflüge an die Küste nach Biarritz noch das Tragen lustiger Béret-Mützen konnten Scott und Zeldas Laune heben. Als zwei von insgesamt nur sieben Gästen waren die Fitzgeralds froh, als sie die Gegend verlassen konnten.

Nun, im Fischerdorf am französischen Mittelmeer, scheint die Zeit zum Glücklichen gekommen. Juan-les-Pins ist eher ein Teil von Antibes als ein eigener Ort. In den vergangenen Tagen hat Scott sich hier akklimatisiert. Er ist spazieren gegangen, hat Tennis gespielt und einem neugierigen Reporter vom *New Yorker* Fragen beantwortet.

Zwischen den wenigen Verabredungen ist genug Zeit, um sich von jenen Gefühlen treiben zu lassen, die einen während der ersten Tage an einem Urlaubsort überkommen: Spannung. Vorfreude. Neugier. Kleider und Anzüge werden aus den unzähligen Koffern gezogen, die Möbel in der Villa nach dem eigenen Geschmack zurechtgeschoben. Selten wird ein Wetterbericht mit mehr Aufmerksamkeit gelesen.

Es sind erwartungsschwangere Tage, erfüllt von Gedanken an das, was die nächsten Monate bringen werden: türkisblaues Meer, sattgrüne Bäume, Spazierfahrten entlang der Corniche, kühle Cocktails in der Abendsonne. Von der leicht salzigen Luft, der milden Brise und den weiß glänzenden Steinklippen hat Scott die langen Wintermonate hindurch geträumt. Er liebt seine Riviera, auch wenn er sie selten richtig buchstabiert. In sentimental Momenten, alleine mit Stift und Papier, sehnt er sich danach, für immer hier zu bleiben, gar seinen Lebensabend am Mittelmeer zu verbringen. Die Gedanken, das Leben mit dreißig enden zu lassen, die ihn noch vor Kurzem in finsternen Lebensphasen plagten, sind weit weg. Mit

neunundzwanzigeinhalb fühlt Scott sich jung, dynamisch, optimistisch – durchaus gewappnet für den runden Geburtstag Ende September. Dreißig ist nicht das Ende, sondern ein Neuanfang.

Die Côte d'Azur ist Scotts persönliches Paradies. Hier ist er entspannt, losgelöst und frei von Verpflichtungen. Es gibt weniger Versuchungen als in Paris – kaum wilde Partys oder Dinnereinladungen. Die Riviera ist der perfekte Ort für kreative Ergüsse und Schreibwut. Das weiß er, seitdem er hier vor zwei Jahren seinen Roman *Der große Gatsby* vollendet hat. Er erinnert sich noch gut daran, als er das Manuskript von seinem Aufenthaltsort Saint-Raphaël, etwas weiter die Küste entlang, nach Nizza zum Abtippen brachte. Abgesehen von den Zentren Cannes und Nizza und weiter im Osten noch Monaco, ist die Küste nicht mehr als eine Kette kleiner Dörfer. Zu weit von Paris entfernt, um für Touristen attraktiv zu sein. Zu simpel, zu einfältig, zu unaufregend. – Noch.

Im Vorjahr haben Scott und Zelda sich zum ersten Mal in Juan-les-Pins, diesem unscheinbaren Nebenort von Antibes, für einen Monat eingemietet. Ihre guten Freunde Sara und Gerald Murphy haben sie hierher gelockt, um mit ihnen den Sommer zu feiern. Dieses schillernde amerikanische Paar, das Künstler wie Picasso, Léger und Strawinsky um sich sammelt, gilt als Verkörperung des guten Geschmacks. Der August 1925 wird Scott immer als der Sommer der 1000 Partys

in Erinnerung bleiben. Die Losgelöstheit weckte seine Kreativität – er hatte zündende Eingebungen für einen neuen Roman. Endlich konnte er den Plot, an dem er schon ein paar Wochen tüftelte, genau vor Augen sehen.

Nun, sieben Monate später, ist er zurückgekehrt, um seine Ideen zu Papier zu bringen: Der neue Roman soll eine bewegte Geschichte über das Leben der amerikanischen Expats an der südfranzösischen Küste erzählen. Im Zentrum sieht Scott einen jungen Helden, einen Filmtechniker, der seine Mutter umbringt. Einen Arbeitstitel hat er schon: *Our Type*. Aber dieser wird nicht lange halten. Nach *The World's Fair* und vielen weiteren Überlegungen wird der Roman unter dem endgültigen Titel *Tender is the Night* (*Zärtlich ist die Nacht*) veröffentlicht werden.

Mit der Aussicht auf einen lang gedehnten Sommer an der französischen Riviera ist es der beste Zeitpunkt, um einen Roman zu beginnen. Scott hat neuen Mut. Das Selbstbewusstsein ist zurückgekehrt. Dazu trägt auch die finanzielle Sicherheit bei. Obwohl die Verkaufszahlen des *Großen Gatsby* mäßig waren, wurde das Buch inzwischen auch in England publiziert und läuft nun mit überraschend großem Erfolg am New Yorker Broadway. Scott würde gerne selbst sehen, wie der berühmte Regisseur Owen Davis das Stück inszeniert hat und wie der Hauptdarsteller James Rennie sich als Gatsby macht, doch der Auf-

wand, mit einem Schiff den Atlantik zu überqueren, wäre zu groß. Stattdessen vertraut er auf die Meldungen von Bekannten; die überzeugendste Kritik ist vor wenigen Tagen von seinem Freund Ring Lardner eingetrudelt: Das Theater war selbst beim schlimmsten Unwetter fast ausverkauft. Und das, obwohl alle New Yorker Schulen und Ämter wegen des Schneesturms geschlossen hatten und einer der Hauptdarsteller sich verspätete und erst zu Beginn des zweiten Akts erschien.

Scott ist dankbar, dass er weit weg ist von der New Yorker Kälte und sein Konto aufgepolstert wird, ohne dass er dafür einen Finger rühren muss. Etwa 18.000 Dollar wird er bekommen, die hier in Frankreich aufgrund des Wechselkurses ein Vielfaches wert sind. Und es kommt noch besser. Der transatlantische Geldstrom verspricht bald schneller zu fließen: Hollywood hat sich zwar Zeit gelassen, nun aber hat Paramount Pictures um die Filmrechte des *Großen Gatsby* angefragt.

In all der Aufregung um die *Gatsby*-Verwertungen gehen die guten Rezensionen zu Scotts jüngstem Werk beinahe unter. Es ist fast schon Tradition beim Charles Scribner's Sons Verlag, dass jedem Roman von Scott eine Sammlung mit Kurzgeschichten folgt. Im Februar wurde *All the Sad Young Men* mit neun Short Storys veröffentlicht. Seine Freunde schicken ihm aus Amerika ausgeschnittene Zeitungskritiken zu. Gutgesinnte Rezensionen tun seinem noch fragilen Ego

gut. Die beste Medizin ist aber das Lob seines großen Idols: Vor ein paar Wochen hat er Post von T. S. Eliot bekommen, jenem Mann, den Scott für den größten Poeten der Gegenwart hält. Ausgerechnet diesem Schriftstellerkollegen hat er imponiert: Drei Mal habe er den *Großen Gatsby* gelesen, schreibt er. Und dass er glaube, das Buch sei für die amerikanische Literatur richtungsweisend. Wenn *Der Große Gatsby* T. S. Eliot schon dermaßen beeindruckt hat, was wird er wohl von Scotts viertem Roman halten?

In seinen Tagträumen, hier in der noch milchigen Sonne der Riviera, malt Scott sich aus, welche große Sensation sein nächster Roman sein wird. Diese Veröffentlichung wird ihn zur wahren literarischen Größe emporheben; wird ihn berühmt machen wie James Joyce, von dem in Paris gerade alle schwärmen; wird den Wendepunkt seiner Karriere markieren. Dieser Roman wird ihn endgültig von der Qual erlösen, zeitraubende Kurzgeschichten schreiben zu müssen, um seinen Lebensstil aufrechtzuerhalten. Davon ist er überzeugt. F. Scott Fitzgerald träumt nicht im Konjunktiv.

Er hat keine Eile, seinen Brief zu verfassen. Draußen, in der kleinen Fußgängerzone rund um das örtliche Casino und im schattigen Park unter den Pinienbäumen, passiert nicht viel. Genug Ruhe, um noch eine Weile in Gedanken zu verharren. Scott ist halb in Paris, halb in New York; beim einen und beim anderen Freund. Sein Freund aus Paris, Ernest, ist gerade von

einem Besuch bei Maxwell Perkins in New York zurückgekehrt – mit einem Verlagsvertrag und einem Vorschuss von 1500 Dollar in der Tasche.

„Ich bin froh, dass du Hemmingway bekommen hast“, schreibt Scott weiter an seinen Verleger. Er kann es nicht lassen, wieder und wieder in Erinnerung zu rufen, dass er für dieses neue Bündnis verantwortlich ist. Bereits kurz nach seiner Ankunft in Frankreich 1924 – und noch bevor er Ernest persönlich kannte – hat Scott Maxwell geschrieben, um ihm von Ernest zu erzählen. „Er ist das Wahre“, schwärmt er seinem Verleger vor. Seit dem Kennenlernen des jungen Amerikaners in der Pariser *Dingo Bar* im Vorjahr hat er noch enthusiastischer Brief um Brief nach New York gesandt, um Maxwell von Ernest zu überzeugen. Nun ist es ihm endlich gelungen, den unbekanntenen Ernest in seinen „Stall“, den Charles Scribner’s Sons Verlag, zu holen. Und das, obwohl er seinen Nachnamen stets falsch buchstabiert. *Hemmingway*. Manchmal verzichtet er sogar auf das g.

Scott unterzeichnet den Brief mit „Dein Freund Scott“ und fügt noch einen Nachsatz hinzu, der einfach nicht unerwähnt bleiben kann. Zu lange wartet er schon darauf, endlich diese Worte schreiben zu können. „Zum ersten Mal seit vier Jahren bin ich meine Schulden bei dir los.“ Manche würden ans Ende ein Ausrufezeichen setzen. Scott lässt den Satz als nüchterne Aussage stehen, als ahne er bereits, wie flüchtig ein ausgeglichener Kontostand sein kann.

Oben auf dem Briefkopf steht seine neue Adresse:

Villa Paquita

Juan-les-Pins

Alpes Maritime

France

Gelegentlich versucht er, seinen Freunden auf der anderen Seite des großen Teichs seinen Aufenthaltsort zu erklären. Er zeichnet auf einer selbst skizzierten Karte einen kreisrunden Punkt zwischen Nizza und Cannes ein. Juan-les-Pins bildet das obere, westliche Stück des grünen, sonnigen Cap d'Antibes.

Früher, bei seinem ersten Aufenthalt an dieser Küste, lag der Punkt noch deutlich weiter im Westen. Zuerst in Hyères, 1924. Die Hitze, die verlassenen Straßen und das Ziegenfleisch, das man den Fitzgeralds im Hotel servierte, ließen sie allerdings rasch weiterziehen. Sie probierten eine luxuriöse Villa in Saint-Raphaël aus, 50 Kilometer von ihrem jetzigen Domizil. Damals machte es ihnen nichts aus, dass sie durch eine aussichts-, aber auch kurvenreiche Straße von ihren neuen Bekannten Gerald und Sara Murphy getrennt waren. Inzwischen, zwei Jahre später, sind die Murphys zu gute Freunde geworden, um weit weg zu wohnen. Sie haben in ihrer Villa America auf dem Cap, nur eine kurze Autofahrt von Scotts und Zeldas Sommerresidenz entfernt, schon sehnsüchtig auf die Fitzgeralds gewartet.

2

Gerald Murphy stützt seinen schlanken Körper auf einem Rechen ab. Einen großen Teil des Strands von La Garoupe hat er schon von Algen und Treibgut befreit. Täglich kommt er hinunter in die kleine Bucht, um den Strand präsentabel zu machen – für seine Frau Sara, für seine drei Kinder Honoria, Baoth und Patrick und für seine Gäste.

Er müsste es nicht tun. Der Strand gehört ihm nicht, er ist öffentlich zugänglich. Seine Familie und Freunde könnten auch in seinem riesigen, von mehreren Gärtnern gepflegten Garten entspannen, der in der Mitte des Caps oberhalb des Strands liegt. Ein 7500 Quadratmeter großes Grundstück, in dessen Herzen eine neu renovierte Villa steht, müsste ausreichen, um ein paar Decken auszubreiten und Liegen aufzustellen. Aber Gras ist eben nicht Sand. Gemüsebeete ersetzen kein Meer. Und wenn es schon eine kleine, menschenleere Bucht gibt, nur wenige Gehminuten vom Garten entfernt, wäre es wahrlich dumm, diese nicht zu nützen.

Gerald zieht mit dem Rechen saubere, gerade Linien in den Sand. Seine Bewegungen sind routiniert, haben geradezu etwas Meditatives an sich. Doch der Sohn eines renommierten, in New York ansässigen

Lederwarenhändlers ist nicht der spirituelle Typ. Er ist ein Ordnungsliebhaber; ein Mann, der in Listen, Karten und Tagesplänen denkt, als würde er ein Skript für sein Leben schreiben.

Punkt 1 auf der Tagesordnung: Strand rechnen.

Näher ist der achtunddreißigjährige Mann aus Boston der Landschaftsplanung, die er für eine kurze Zeit in Harvard studierte, nicht gekommen. Auch sein Yale-Studium braucht er für das Leben hier auf dem Cap nicht wirklich. Die Zeit an der Universität ist eine Phase in seinem Leben, an die er sich ungern erinnert. Gerald war weder ein herausragender Student noch Sportler und musste durch gesellschaftliche Aktivitäten auf sich aufmerksam machen: Er wurde Mitglied von *Delta Kappa Epsilon*, kurz DKE, der exklusivsten Studentenverbindung auf dem Campus. Auch als Manager der studentischen Schauspiel- und Musiktruppe *Apollo Glee Club* verschaffte er sich Ansehen. Er fand viele Bekanntschaften, schloss aber kaum Freundschaften und fühlte sich fremd. Vergeudete Jahre, findet er, wenn er jetzt, Jahre später, an das Studium an der amerikanischen Ostküste zurückdenkt.

Und doch verdankt er sein Glück hier, an diesem kleinen Strand von La Garoupe, in gewisser Weise Yale. Es ist schwer zu sagen, ob sich seine Wege sonst mit denen von Cole Porter gekreuzt hätten, jenem jungen, talentierten Musiker, den er für den *Glee Club* gewann. Ob sie jemals so gute Freunde geworden wären, dass sie gemeinsam auf Urlaub fahren würden?

1922 macht Cole gerade seine Anfänge als Musiker und ist noch weit entfernt von seinen großen Erfolgen am Broadway. Seinen Hang für ausgefallene Urlaubsziele hat er bereits und er entscheidet sich in diesem Sommer für einen Aufenthalt in Südfrankreich. Er kennt die Gegend aus seiner Zeit als Soldat im Ersten Weltkrieg. Das Cap d'Antibes ist eine wesentlich klügere Wahl als jene der Murphys. Gerald und Sara folgen in diesem Sommer, ganz entgegen ihrem sonst so avantgardistischen Stil, der Masse. Wer in Paris etwas auf sich hält, „übersommert“ und verbringt die heißen Monate am Ärmelkanal. Die Normandie ist die französische Version von New Yorks Hamptons – ein Ferienparadies der Gutsituierten am Ostzipfel von Long Island, das Gerald und Sara beide nur zu gut aus Jugendjahren kennen. Saras Vater, Frank Wiborg, hat schon früh ein riesiges Anwesen in dieser vielversprechenden Sommerdestination erworben und Gerald war ein häufiger Gast der Wiborg-Schwestern. Der Unterschied zwischen den Hamptons und der französischen Atlantikküste ist unübersehbar: In der Normandie sind die Chancen auf ungetrübten blauen Himmel, wärmende Sonnenstrahlen und ruhiges Meer deutlich geringer als an den amerikanischen Ufern.

Honoria, viereinhalb Jahre alt, Baoth, drei, und Patrick, noch nicht einmal zwei, werden mit Eselreiten und Sandburgbauen trotz wolkenverhangenem Himmel bei Laune gehalten. Doch wenn es am

Strand zu regnen und zu winden beginnt, fällt selbst den größten Optimisten Urlaubsstimmung schwer. Wie gerufen kommt da die Einladung von Cole und seiner Frau Linda aus Südfrankreich: Wer sagt schon Nein zu einer Urlaubswoche umgeben von Palmen, Meer und Sonnenschein?

Die meisten. In der Sonne sitzen und schwitzen ist Anfang der 1920er-Jahre nicht chic. Demzufolge ist die Côte d'Azur im Sommer nicht chic. Zwar haben sich die Zentren Cannes, Nizza und Monte Carlo schon als Touristendestinationen etabliert – allerdings nur während des Winters. Die *Hivernants*, überwiegend Engländer, fliehen spätestens Ende April, wenn das Quecksilber im Thermometer steigt, zurück zu ihren eigenen kühlen Temperaturen.

Die Murphys fühlen sich am Mittelmeer, das so viel freundlicher wirkt als der stürmische Ärmelkanal, auf Anhieb wohl. Selbst wenn die Einheimischen über die sonnenhungrigen Amerikaner die Stirn runzeln und den Kopf schütteln. *Fou*. Verrückt. *Bête*. Dumm.

In den frühen 1920er-Jahren ist Antibes ein verschlafener, weitgehend unbekannter Ort. Wenn man den Namen gehört hat, dann vielleicht im Zusammenhang mit Napoleon, der hier gelandet war, nachdem er seinen Verbannungsort, die Mittelmeerinsel Elba, 1815 verlassen hatte.

Viel zu bieten hat das Fischerdorf nicht: einen Bahnhof, einen Marktplatz und eine zitronengelbe Kirche. Ein Kreuz und Quer aus engen Gassen, in

denen sich pastellfarbene Häuser aneinanderreihen, vor den Fenstern prall bepflanzte Blumenkästen mit den buntesten Blüten. Pittoresk, aber langweilig und abgeschieden. Wer von Antibes aus telefonieren will, muss dies während begrenzter Stunden tun: In der Telefonzentrale genießen die Mitarbeiter eine mehrstündige Mittagspause, pünktlich um 19 Uhr ist Feierabend. Zu viel Unterhaltung darf man sich auch nicht erwarten: Das Kino öffnet nur einmal in der Woche die Pforten für all jene, die bereit sind, für einen neuen Film den muffigen Geruch im Saal zu ertragen.

Auf dem Cap d'Antibes, der Halbinsel südwestlich des Ortes, weilt der Luxus: Eine Handvoll mehr oder weniger schlichter Villen steht hier. Das *Château de la Garoupe*, in dem sich die Porters eingemietet haben, zählt zu letzteren: ein riesiges Schloss im Besitz einer englischen Lady, das auf einem weitläufigen Grundstück steht – samt Weingärten und Pfaden, die direkt hinunter zum Meer führen. Wie überall lebt Cole Porter, Spross einer wohlhabenden Familie aus Indiana und einer der reichsten Studenten in seinem Jahrgang, auf großem Fuß.

Es ist nicht das riesige Anwesen, das Gerald Murphy bei seinem ersten Besuch vor vier Jahren fasziniert hat, sondern ein winziger Flecken Dreck. Ein kleiner Strandabschnitt, keine 300 Meter lang, der übersät ist mit Algen und Seetang, an manchen Stellen sogar bis zu einem Meter tief. Zunächst also greift Gerald zum

Spaten anstatt zum Rechen. Gemeinsam graben Cole und er einen Platz frei, groß genug, um ein paar Decken auszubreiten und sich an diesem verlassenem Ort, der sich wie das Ende der Welt anfühlt, der Sonne hinzugeben. Kommen einheimische Fischer vorbei, schütteln sie noch heftiger die Köpfe. Eine Freizeitbeschäftigung, bei der man sich zunächst einölt und dann in den Sand legt, um wie ein Entrecote zu brutzeln, ist zu dieser Zeit nicht angesagt. Zwar geben sich schon einige Skandinavien und Deutsche dem Sonnenbaden hin, aber in Frankreich braucht es ein prominentes Vorbild, damit dieser Zeitvertreib *à la mode* wird. Erst als die zierliche Coco Chanel ein Jahr später von der Jacht eines reichen Herzogs an Land geht, strahlend schön und braun gebrannt, löst sie den Sonnenhunger an der Küste aus.

Die fortschrittlichen Murphys reiben sich im Sommer 1922 unbekümmert mit Kokosöl ein. Sie trinken Wein, spielen Rollenspiele und machen Gymnastik auf „ihrem“ kleinen Strand. Am Ende ihres Aufenthalts wissen sowohl Gerald als auch Sara, dass der Urlaub in diesem Paradies ihr Leben verändern wird. Sie wollen hierhergehören.

Cole Porters Herz gewinnt Venedig für sich. Während er am Lido ein extravagantes Palais und Gondolieri mietet, kehrt die Familie Murphy alleine nach Antibes zurück. 1923 ist ihre Unterkunft eine Spur weniger luxuriös als das mondäne *Château de la Garoupe*. Aber

das *Hôtel du Cap*, nur etwas weiter die Straße entlang, mit direktem Blick aufs Meer, der von einer majestätischen Allee freigegeben wird, eignet sich für die Murphys ebenso gut, zumal sie es fast für sich alleine haben.

Bislang hat der Besitzer, Antoine Sella, sich selbst und seinen Angestellten eine ausgedehnte Sommerpause gewährt. Zwischen Mai und September hat das Hotel mangels Nachfrage geschlossen.

Sella hat längst bewiesen, dass er ein kluger Geschäftsmann ist. 1887 hat der Italiener das frühere *Grand Hôtel du Cap* gekauft, das im Deutsch-Französischen Krieg pleitegegangen war. Nach der Eröffnung 1889 lief das Geschäft während der ersten Monate äußerst mager: Sella hatte nur zwei Gäste, englische Junggesellinnen, die nur zwölf Franc am Tag zahlten. Er dachte schon daran, die Hotelpforte wieder zu schließen, als ein amerikanischer Millionär die hübsche Unterkunft an der Capspitze entdeckte und prompt ein gesamtes Stockwerk für seine verwitwete Schwester mietete. Das Hotel war gerettet – und Sella ein gemachter Mann.

Als die Murphys 1923 dem Hotelier vorschlagen, sie im Sommer zu beherbergen, wittert er eine neue Geschäftschance. Das Hotel wird nicht wie geplant geschlossen. Eine kleine Belegschaft wird den Murphys zu Diensten stehen, anstatt in kühlere Gefilde zu fliehen. Beinahe haben die amerikanischen Gäste das Hotel für sich alleine, bis ein chinesischer Diplomat von der Änderung der Öffnungszeiten hört und beschließt, seinen im Frühling begonnenen Urlaub zu verlängern.

Für Sella, der sonst im Sommer ein Hotel in den italienischen Alpen betreibt, ist die Umstellung eine lohnenswerte Investition: Zufriedene Gäste vermehren sich schnell. Im nächsten Sommer, als sein Hotel wieder geöffnet bleibt, bringen sie ihre Freunde mit. Die pure, reine, stille südfranzösische Idylle des Vorjahres können sie ihnen allerdings nicht mehr bieten. Die Mundpropaganda ist ihnen vorausgeeilt: Die schattige Terrasse des *Hôtel du Cap* füllt sich, gut betuchte Sonnenhungrige mieten sich in den Châteaux auf dem Cap ein, darunter der Frauenschwarm und Schauspieler Rudolph Valentino.

Wer plant, langfristig an einem Ort zu bleiben, braucht mehr als ein Hotel. Sara und Gerald erkennen schnell, dass sie sich ein Stück des Paradieses sichern möchten. Ein großes Stück: 7600 Quadratmeter abseits des Trubels zwischen zwei kaum befahrenen Feldwegen, dem Chemin des Mougins und dem Chemin des Nielles. Auf dem Grundstück befindet sich eine verhältnismäßig schlichte Villa, die um die Jahrhundertwende gebaut worden ist und die ein französischer Militärattaché loswerden will. Am Garten ist zu erkennen, dass der Diplomat einen grünen Daumen besitzt. Von seinen Reisen im Mittleren Osten hat er die exotischsten Pflanzen mitgebracht: Zitronenbäume, weißblättrigen Ahorn und Zedern. Sie stehen zusammen mit den anderen Pflanzen, die schon im Jahrhundert zuvor von den ersten Touristen an der Côte d'Azur heimisch gemacht worden sind: Eukalyptus, Akazien

und die Kanarische Dattelpalme, die fälschlicherweise für ortstypisch gehalten wird.

Sara und Gerald zögern nicht lange, bevor sie im September 1924 den Vertrag unterschreiben: Für 350.000 Franc gehört dieser Garten Eden ihnen, ein Ort, an dem sie sich nicht verstellen müssen. Endlich haben sie die „kleine Farm“ gefunden, von der sie schon seit Anfang ihrer Ehe im Jahr 1915 träumen. Ein Ort, an dem sie fern sind von ihren Familien und frei von allen Verpflichtungen; an dem sie beide, vor allem aber Gerald, ihre Liebe für Kunst, Kultur, Musik und Architektur ausleben können, ohne als verweicht und weiblich zu gelten. Hier, in diesem Zuhause, das sie zum ersten Mal ihr „echtes“ Zuhause nennen, werden sie nur ihre auserwählten Freunde begrüßen: Musiker, Maler, Literaten. Besondere, rare und feinfühlig Menschen. Sara und Gerald werden zu Magneten, die die aufstrebenden Künstler von Paris auf dieses menschenleere Cap ziehen.

Im Frühling 1926 hat Gerald den Strand von La Garoupe nicht mehr für sich und seine Freunde allein. Eine Reihe von kleinen Badehütten ist am Rand des Sands aufgestellt worden. Er hat sogar gehört, dass das *Hôtel du Cap* in diesem Sommer ausgebucht sein soll. Amerikaner, Engländer und Franzosen finden inzwischen Gefallen an den warmen Monaten an der Küste. Es ist der Preis, den Gerald zahlen muss, um als „Erfinder“ der Sommersaison an der Côte d'Azur zu gelten.

Er wurde als Student in Yale zum „Best Dressed Man“ seines Jahrgangs gekürt. Ein Mann mit diesem Titel zieht nicht irgendwelche Shorts und Bade-schlappen an. Gerald ist ein Bilderbuch-Dandy, immer makellos rasiert und auf sein Aussehen bedacht. Die obersten Knöpfe seiner Hemden lässt er offen, weil er glaubt, damit sein Gesicht schmaler wirken zu lassen. In diesem Sommer sind bei ihm Streifen angesagt: Gestreifte Shirts, dazu eine Seemannskappe, unter der seine leicht rötlichen Haare hervorblicken, die seine irische Abstammung verraten. Dieses Outfit hat er sich nicht in einer Luxusboutique gekauft, wie sie bislang nur in Cannes und Nizza zu finden sind, sondern in einem Anglerfachgeschäft im kleinen, verlassenem Fischerdorf St. Tropez. Doch niemand würde Gerald mit einem simplen Fischer verwechseln. Er hat eine Art, die simpelsten Kleidungsstücke besonders und elegant wirken zu lassen, als trüge er einen maßgeschneiderten Anzug.

Es ist Ende März und Gerald hat schon eine gute Farbe im Gesicht. Die gesunde Bräune hat er nicht von hier. Sie ist ein Mitbringsel aus Österreich. Gerade haben Gerald und Sara ein paar Tage in Schruns verbracht, einem Dorf im westlich gelegenen Bundesland Vorarlberg. Nicht Cole hat sie in diese Alpenregion geführt, sondern ein neuer Freund: Ernest Hemingway. Sie haben den sechsundzwanzigjährigen Schriftsteller, der gerade erst einen Kurzgeschichtenband in einem unbekanntem Verlag veröffentlicht hat, in Paris ken-

nengelernt und sofort Gefallen an ihm gefunden. Wie Cole hat auch Ernest ein Gespür, zukunftssträchtige Urlaubsdomizile zu entdecken – wenngleich sie bei ihm immer mit Abenteuer verbunden sind. Skiurlaube kommen gerade erst in Mode, jedoch nur für die wirklich Sportlichen: Ernest, Sara und Gerald müssen in Schneeschuhen den Berg hinaufwandern, um dann ihre ersten Schneepflüge und Parallelschwünge zu üben. Sich mit einem Sessellift hinaufschaukeln zu lassen, davon können sie Anfang 1926 nur träumen, ebenso von präparierten Pisten. Skisport ist kräftezehrend, fordernd und auch ein bisschen gefährlich: Eisplatten, schroffe Felsbrocken und Tiefschnee. Es ist genau die Art von Urlaub, die dem maskulinen, kraftstrotzenden Hemingway zusagt. Ursprünglich hatte er sogar eine noch waghalsigere Unternehmung mit seinen neuen reichen Freunden geplant: Er wollte – auf Kosten der Murphys – mit einem Privatflugzeug auf den Silvrettagletscher fliegen. Sara und Gerald haben aber kalte Füße bekommen und sich für einen gemäßigeren Urlaub entschieden.

Gerald, in seinem Naturell ganz gegensätzlich zu Ernest, ist froh, nach dieser Woche wieder am flachen Strand von La Garoupe zu sein: Er bevorzugt eben doch das Malerische, das Stille, das Ungefährliche.

Rechen stehen einem Dandy besser als Skistöcke.

Bald wird er seine Arbeit am Strand beenden und zum Haus zurückkehren, um zu sehen, was der Tag

bringt. Routine ist hier im Paradies, das so viele Ablenkungen bietet, schwierig. An gewöhnlichen Tagen gelingt es Gerald trotzdem, eine gewisse Tagesstruktur zu schaffen, die ihm so wichtig ist: Gymnastik mit den Kindern steht auf dem Plan, ein leichter *Luncheon* im Kreis von Freunden und ein paar stille Stunden in seinem Atelier. Im Kaufvertrag für die Villa wurde „Künstler“ als Gerald's Berufsbezeichnung eingetragen – wie es sich für jemanden gehört, der in diesem Frühling zum wiederholten Mal Werke im Pariser *Salon des Indépendants* zeigt.

War Gerald ursprünglich in Europa auf der Suche nach inspirierenden Gärten gewesen, fand er die wahre Faszination in einem Pariser Schaufenster, kurz nach seiner Ankunft im Jahr 1921. Vor der Galerie Rosenberg, die Braque und Picasso ausstellt, wird es ihm plötzlich bewusst: Das Malen ist seine Berufung. In den folgenden Monaten lässt er sich von Natalia Goncharova ausbilden, einer emigrierten Russin, die die Bühnenbilder für das angesehene, in Paris auftretende Djagilew-Ballett gestaltet. Binnen kurzer Zeit entwickelt Gerald seinen eigenen Stil. Meist malt er überdimensionale Haushaltsgegenstände – etwa Rasierer und Zigarrensachteln – sowie Maschinen. Es ist eine Richtung, die der erst Jahrzehnte später aufkommenden Pop-Art-Kunst gar nicht so unähnlich ist.

Ganz von ungefähr kommt Gerald's berufliche Neuorientierung nicht. Immerhin sind Gerald und

Sara auch der Kunst wegen nach Europa gekommen. Als sie im Juni 1921 das Schiff besteigen, sehnen sie sich nach Abstand von ihren Familien und mindestens genauso sehr nach kultureller Nahrung, die sie im vom Kapitalismus geprägten New York der 1920er-Jahre nicht finden. Ihre finanziellen Rücklagen, die sie von Saras Familie erhalten haben, unterscheiden sie von den anderen amerikanischen Zeitgenossen in Paris, die vor allem wegen des günstigen Wechselkurses nach Frankreich gereist sind. Ein prominenter Expat, der Vermehrung auf seinem Konto sucht, ist F. Scott Fitzgerald.

Nachdem Scott und Zelda in den frühen 1920er-Jahren Monat für Monat 3000 Dollar – im Jahr 2016 wären das etwa 40.000 Dollar – in New York und Long Island verprasst haben, brauchen sie eine finanzielle, aber auch geistige und körperliche Erholung von der aufregenden Partyszene. Bei ihrer Abreise im April 1924 nach Europa ist es ihr Plan, einen neuen Rhythmus in der „Alten Welt“ zu finden; sie wollen der Extravaganz und dem Lärm der Glamourszene entkommen, ein gesittetes Familienleben mit ihrer kleinen Tochter Scottie führen und sich einen Polster auf dem Konto zur Seite legen. In New York sind sie längst zu Legenden geworden. Vielerorts erzählt man sich Geschichten über Scott und Zelda, wie sie in einem New Yorker Brunnen planschen oder ein Hotelzimmer im *Plaza* verwüsten.

In Paris werden sie schnell von der vibrierenden, pulsierenden Stimmung aufgesogen. Die französische Hauptstadt hat sich gerade vom Ersten Weltkrieg erholt und blüht neu auf. Die Amerikaner, für die jede Flasche Champagner ein Schnäppchen ist, sind in Feierlaune. Leider sind zu viele neue und alte Freunde der Fitzgeralds dabei. Ihr Plan scheitert schneller, als man einen Gin Tonic mischen kann.

Scott und Zelda zählen nicht zu der disziplinierten Sorte Mensch, die streng mit sich ist und der ein Verfehlen von Zielen wirklich etwas ausmacht. Ausgeliehenes Geld lässt sich schließlich ebenso gut ausgeben und statt eines positiven Kontostands haben sie in Paris neue Freunde gewonnen. Sara und Gerald zählen im Frühling 1926 zu ihren besten neuen Bekanntschaften. Die Freundschaft ist eine außergewöhnliche.

Sieht man das Quartett in Juan-les-Pins abends auf der Terrasse des Casinos einen Drink einnehmen, fällt zunächst der Altersunterschied auf: Gerald ist acht Jahre älter als Scott, Sara sogar dreizehn und gehört damit fast einer anderen Generation an – der Vorkriegsgeneration. Sie war schon einundzwanzig, als der Erste Weltkrieg ausbrach. Aber nicht nur das Alter unterscheidet die beiden Paare. Trotz ihres vorhandenen Vermögens geben sich die Murphys weniger schillernd, stattdessen eher solide, beständig, reif und durchaus modern. Sara und Gerald sind zwei gleichberechtigte Hälften im Murphy-Duo. Sie liebt das Leben und ist

ihren Mitmenschen gegenüber skeptisch. Er hingegen sieht in seinen Mitmenschen die einzige Möglichkeit, das Leben lebenswert zu machen. Sie ergänzen einander perfekt. Es sind gute Elterneigenschaften, die erklären, wie Gerald und Sara mit Leichtigkeit Familien- und Sozialleben balancieren. Sie sind die Mutter und der Vater, die so mancher Expat-Amerikaner gerne gehabt hätte. Die Scott gerne gehabt hätte. Er selbst wuchs mit einer überbehütenden, nervösen Mutter auf und mit einem Vater, der als Geschäftsmann versagte und die Folgen auch auf seine Familie übertrug. Die Familie zog viel um und spürte stets den Minderwertigkeitskomplex des Vaters.

Bereits seit den ersten Begegnungen mit Sara und Gerald fühlt Scott sich zu den beiden hingezogen. Er sieht zu ihnen mit Bewunderung auf. Sie verkörpern für ihn jenes Lebenskonzept, das er verherrlicht, selbst aber nie in der Lage ist, auszuleben. Ein schönes, stilvolles, wohlhabendes Paar, das einen Kreis an talentierten internationalen Künstlern um sich schart. Scott weiß, er kann noch so viel Geld verdienen, ein gesetzter, kulturell versierter Familienvater wird er niemals sein. Dazu fehlen ihm die innere Ruhe, die Stabilität, die Selbstsicherheit. Und die richtige Frau an seiner Seite.

Die Zuneigung dieser beiden Paare beruht auf Gegenseitigkeit. Gerald und Sara zählen nicht zu den oberflächlichen Glamourpaaren, die jeden Reichen

und Berühmten in ihren Kreis aufnehmen. Sie wählen ihre Freunde wohlüberlegt aus, setzen auf Freundschaften, die das Potenzial haben, ein Leben lang zu halten. Sie fördern jene Kunst, die noch lange nicht als verstaubt und altmodisch gelten wird. Was konservative Geister mit Kopfschütteln missbilligen, unterstützen Sara und Gerald mit ihrer Freundschaft und auch mit ihrem Geld.

Die Murphys sind nicht zu stolz, ihre Gefühle für die wenigen Auserwählten zu Papier zu bringen: „Man konnte wirklich lautes Schluchzen im Land hören, als euer Zug den Bahnhof verließ“, schreibt Gerald an Scott. „Sara und ich fuhren nach Hause und unterhielten uns über euch, allerdings konnten wir nur ansatzweise in Worte fassen, was jeder von uns wirklich fühlte. Allem voran, denke ich, muss man wohl das Ausmaß an Liebe, das man für einen Menschen empfindet, an der Leere messen, die einem nach dessen Abreise überkommt.“

Liebe ist ein stärkeres Wort als Mögen. Die Murphys wissen es anzuwenden – für Menschen, die selten sind. Besonders. Wertvoll. *Special*.

Geralds gefühlsbetonter Brief liegt in diesem Frühling 1926 inzwischen schon ein Dreivierteljahr zurück. Er schickte ihn, nachdem Scott und Zelda Ende des Sommers 1925 Antibes verlassen hatten. Seit jenem 19. September hat sich seine Zuneigung nicht geändert, allerdings mischen sich Bedenken unter seine

Gefühle. Sein Freund Scott verändert sich. Das hat er schon den Winter über bemerkt, als sie einander in Paris begegneten. Immer wieder ist es zu kleinen Streitereien gekommen. Langsam fällt Gerald der direkte Zusammenhang zwischen Scotts unkontrollierbaren Launen und seinem Alkoholkonsum auf.

Scott will von den Sorgen, die sich seine Freunde um ihn machen, wenig hören. Dass er gerne ein, zwei Gläser trinkt und das dritte und vierte nicht gut verträgt, ist kein Geheimnis. Mehr als einmal hat man ein paar starke Amerikaner einen blassen, wankenden Scott aus einem Nachtclub und in ein Pariser Taxi zerren sehen. Er wirkt den aufkommenden Gerüchten, dass er ein Problem mit Alkohol haben könnte, selbst entgegen – mit dem Stilmittel der Überzeichnung. „Wissen Sie denn nicht, dass ich einer der berühmtesten Trinker der jüngeren Generation bin?“, fragt er einen Reporter, der ihn an der Côte d’Azur interviewt.

Für das Gemunkel wie auch für die Belehrungen seiner Freunde hat Scott in diesem Frühling in Juan-les-Pins keine Zeit, ist er doch zum Schreiben gekommen. Es geht zäher voran als erwartet. Schreibblockaden wegen des Alkohols möchte er sich nicht eingestehen, stattdessen schiebt er das schleppende Tempo auf seine Unterkunft. Die Villa Paquita hinter den Pinienhainen entpuppt sich als zu feucht und zu kühl. Zelda fühlt sich nicht wohl und ihr Bauch

macht ihr nach wie vor zu schaffen. Kränkelnde, schlecht gelaunte Frauen lenken von der Arbeit ab. Fitzgerald löst das Problem mit einem Umzug. Das *Househunting*, wie er die Suche nach einer neuen Villa kurz und prägnant in seinem Monatsbuch nennt, nimmt viel Zeit in Anspruch. Als Trost bleibt ihm das kleine Wort *dann*. Dann, in einem neuen Haus, wird er zur Ruhe kommen. Er wird drauflosschreiben und kleine Notlügen in Wahrheiten verwandeln. Seinem Agenten Harold Ober hat er unlängst geschrieben, dass der Roman, der 750.000 Wörter haben soll, bereits zu einem Viertel gediehen ist. Davon ist er weit entfernt.